

erreichender Endpunkt ist. Demokratie war, ist und bleibt ein nie endender Prozess, ein Mühen und Ringen um Ansichten, Einstellungen und Entscheidungen, um Mehrheiten und Mandate. Sanft lenkt uns der Autor entlang dieser Erkenntnis durch die Lebensjahrzehnte des schwäbischen Volksmannes. Hans Peter Müller versteht es, seiner sehr gut recherchierten Arbeit eine sanfte Richtung zu geben, ohne dabei den Leser zu bevormunden. Er bietet eine Interpretation seines historischen Gegenstandes an. Wohltuend verzichtet er dabei, auf allzu kleine Ästchen und Verzweigungen historischen Beiwerks. Hin und wieder klingen familiäre und finanzielle Verhältnisse erklärend an, ohne vertieft zu werden. Dennoch wäre an der einen oder anderen Stelle vielleicht noch ein vertiefendes Wort hilfreich gewesen. Allzu sehr entsteht der Eindruck, Mayer habe doch irgendwie allein agiert. Vor allem dort, im letzten politischen Lebensabschnitt Mayers, als er mit Julius Haußmann und Ludwig Pfau zu einem der Überväter der Volkspartei aufstieg, wären vertiefende Hinweise zu persönlich-politischen Verbindungen hilfreich gewesen. Pfau selbst taucht eigentlich nur in den Fußnoten auf. Das ist schade. Man muss sich in diesem Buch auf die komplexen und teilweise verschlungenen Wege und Begrifflichkeiten der des 19. Jahrhunderts einlassen; doch überall blitzt der streitbare Mayer mit eigenen Aussagen und Quellenziten hervor. Hans Peter Müller nimmt uns an die Hand und: er hält mit seiner politischen Biographie, was er verspricht. Der vorliegende Band ist eine gelungene Schau des politischen Weges des Demokraten und Volksmannes Carl Mayer, der mit seinen Ideen als Gegner der – dann erfolgreichen – preußischen Politik, ein Stück gelebte Demokratie darstellt: Im Mittelpunkt sehen wir das stete Bemühen um politische Ideen im Wettstreit mit anderen.

*Jörg Brehmer*

Reinhard Ilg : Bedrohte Bildung – bedrohte Nation? Mentalitätsgeschichtliche Studie zu humanistischen Schulen in Württemberg zwischen Reichsgründung und Weimarer Republik. Stuttgart (Kommission für geschichtliche Landeskunde, Kohlhammer) 2015. 400 S.

Stets stehen Bildung und Schulwesen in einem gesamtgeschichtlichen Kontext. Allerdings wäre es falsch, hier eine rasch und unmittelbar wirkende Kausalität zu vermuten. Zu Recht verweist Reinhard Ilg auf ein Wort von Jacques Le Goff: „Die Mentalität ist das, was sich am langsamsten ändert. Die Mentalitätsgeschichte ist die Geschichte der Langsamkeit in der Geschichte.“ In der inzwischen als Buch erschienenen Dissertation bestätigt der Autor diese Aussage. Allerdings beweist er auch, dass der herrschende Zeitgeist vor den etablierten und durchaus selbstbewussten Bildungseinrichtungen nicht haltmacht. Ilg beschäftigt sich bei seinen Forschungen vor allem mit den evangelischen Seminaren und den katholischen Konvikten in Württemberg. Sie sind die traditionellen und hochgeschätzten „Pflanzstätten für den [...] Theologennachwuchs“, Bildungseinrichtungen, die vom Geist des (Neu-)Humanismus geprägt wurden. Da gibt es freilich ein methodisches Problem: Die Mentalität der Seminare und Konvikte, der dort unterrichtenden Pädagogen und ihrer Schüler muss aus dem erschlossen werden, was sich in den Archiven der Schulen erhalten hat. Dabei stellt sich die Frage, inwieweit „Selbstaussagen und Absichtserklärungen [...] mit dem tatsächlichen Denken oder gar Handeln übereinstimmen“. Das gilt insbesondere auch für die im Buch immer wieder zitierten Reden und Programme zu besonderen festlichen Anlässen. Ilg gibt einen Überblick über die Schulen, um die es in seiner Dissertation geht, die niederen evangelisch-theologischen Seminare in Blaubeuren und Maulbronn, Schöntal und Urach. Nach bestandener Abschlussprüfung, dem Konkurs, haben die Schüler die Möglichkeit, am Tübinger Stift auf Staatskosten Theologie zu studieren. Als Paralleleinrichtungen zu den Seminaren entstanden die katholischen Konvikte in Ehingen und Rottweil. Allerdings verfügten sie nicht über eigene Schulen. Die Konvikte besuchten die dortigen städtischen Gymnasien. Die zum Teil erbittert geführten bildungspolitischen Auseinandersetzungen zwischen den Humanisten und den Realisten im 19. Jahrhundert konnten für die niederen Seminare und die Konvikte nicht ohne Folgen bleiben. Insgesamt ist zu sagen, dass der Teilsieg der Realisten,

der sich in der Gründung von Realgymnasien und Oberrealschulen zeigte, von den humanistischen Gymnasien und damit auch von den entsprechenden evangelischen und katholischen Einrichtungen als existenzbedrohende Gefahr eingestuft wurde. Von seltenen Ausnahmen abgesehen waren die Schulleiter und die Lehrer – sicher auch viele Eltern und Schüler – von der Überlegenheit des humanistischen Bildungsideals überzeugt. Beispielhaft ist das, was Ephorus Dr. Ludwig Heinrich Kapff im Jahr 1868 in einer Festrede zum 50-jährigen Bestehen des Uracher Seminars äußerte. In seinem Urteil bleibt er vergleichsweise moderat. Aber zugleich gibt er seiner tiefen Sorge Ausdruck. Die Modernisierung des Bildungswesens führt zum Verlust der eine allgemeine Orientierung stiftenden Universalität. Letzten Endes geht es dem Redner um die Bewahrung von Religion und Sittlichkeit, die durch Funktionalität und Materialismus gefährdet werden. – Die beiden genannten Begriffe sind eindeutig negativ besetzt. Auf katholischer Seite finden sich ganz ähnliche Äußerungen. Anlässlich des 50-jährigen Jubiläums seiner Ehinger Schule im Jahr 1875 verglich Rektor Meinrad Ott das griechische mit dem neuzeitlichen Gymnasium. „[...] fern lag es ihm [dem griechischen Gymnasium], seine Übungen als Dressur für [...] irgendwelche Zwecke einzurichten. Dasselbe gilt aber auch für die modernen Gymnasien, welche die Geisteskultur in die jugendlichen Köpfe und Herzen zu pflanzen haben.“ Er will „dem fortwährenden Hereinfluten neuer Stoffe einen abwehrenden Damm entgegensetzen“.

Das gilt eben auch für die Naturwissenschaften, die eigentlich durch die beschleunigte Industrialisierung und die Verwissenschaftlichung des Lebens insgesamt unverzichtbar geworden sind. Sicher haben die Ephoren und Direktoren der humanistischen Schulen gute Gründe, das Ererbte zu verteidigen. Gelegentlich allerdings mischen sich doch allzu schrille Töne in ihre Argumentation. So zum Beispiel in der Abschiedsrede des Ehinger Gymnasialdirektors Dr. Joseph Hehle aus dem Jahr 1908. Für Ilg offenbart sich darin „ein unverhohlen elitäres und sozial exklusives Denken“. Ein echtes Verständnis der Geschichte sei nur dem vergönnt, der Griechisch- oder Lateinunterricht genossen habe. Religion und ästhetische Erziehung sowie die Sinnhaftigkeit des humanistischen Erbes bildeten einen Damm „gegen die schmutzigen Wogen des überhandnehmenden rohen Materialismus und des brutalen Sozialismus und der modernen Halbbildung mit ihren schamlosen Zoten“. Bildung wird insofern zum Politikum, als sie nicht nur Abgrenzung, sondern auch Ausgrenzung bewirkt – und bewirken soll. Sie sichert die Zugehörigkeit zum zu erstrebenden „bildungsbürgerlichen Milieu“.

Es liegt im Wesen der Sache, dass die unter Staatsaufsicht stehenden evangelischen Seminare ein enges Verhältnis zum württembergischen Herrscherhaus unterhielten. Erstaunlich ist freilich, wie nach der Reichsgründung von 1870/71 das überkommene föderative Denken in den Hintergrund trat und sich die Seminare den herrschenden reichspatriotischen und preußenfreundlichen Zeitgeist zu eigen machten. Hinzu kam eine aggressiv frankophobe Tendenz. – Hier kann von der Langsamkeit in Bezug auf den Wandel der Mentalität eben doch keine Rede sein. Das galt übrigens auch für die katholischen Konvikte, die trotz der herrschenden Kulturkampfstimmung ihren evangelischen Kollegen und Brüdern in Bezug auf nationale Zuverlässigkeit nicht nachstehen wollten. Eine der Folgen war, dass die Schulen sich quasi militärischer Rituale bedienten und die Schüler in diesem Sinne disziplinierten. Für Reinhard Ilg sind die Unterschiede zwischen den Seminaren und den Konviktgymnasien in diesem Zusammenhang eher graduell als grundsätzlich. Die Folgen dieser subtilen, aus Überzeugung und moralischer Selbstgewissheit erwachsenen Beeinflussung zeigten sich schließlich beim Kriegsausbruch im Sommer 1914. „Die Überzeugung von der Gerechtigkeit der eigenen und vom Unrecht der anderen Sache ist ein durchgängiges Stereotyp in Reden, die den Krieg thematisierten.“ Aber insofern unterschied sich die Mentalität in den Seminaren und Konvikten kaum von derjenigen weiter Teile der Bevölkerung, insbesondere eben auch des bürgerlichen Mittelstandes. Vor allem für die humanistischen Schulen kam hinzu, was der kommissarische Leiter des Uracher Seminars, der spätere Ephorus Dr. Johannes Eitle, der seinen eigenen Sohn im Krieg verloren hatte, ansprach: Dem Deutschen Reich sei in diesem Kampf ein kulturmissionarischer Auftrag zugewiesen. Und dieser rechtfertige die Opfer! Auch wenn der Krieg mehr und mehr als unerträglich empfunden wurde, wenn er zahlreichen Rednern nun als furchtbar und schrecklich

erschien, waren viele nicht willens und nicht in der Lage, seinen Ausgang zu verstehen und die Folgen der Niederlage zu akzeptieren. Ilg spricht von der „verbreiteten Unfähigkeit zur Selbstanalyse“. Schließlich hatte man ja nur seine „heilige Pflicht“ erfüllt. Sehr folgenreich war, dass diese oft trotzig verteidigte Mentalität in die Weimarer Zeit hinein weiterwirkte. Erklärlich ist dies u. a. deshalb, weil auch in dieser Phase der Bildungsgeschichte „Symptome der Unruhe“ zu erkennen sind, „die einer mehr oder minder konkreten Bedrohungswahrnehmung entstammen“. Das Buch von Reinhard Ilg liefert sehr umfangreiches und authentisches Material zur Geschichte der niederen evangelisch-theologischen Seminare und der katholischen Konvikte bzw. der ihnen zugeordneten humanistischen Gymnasien. Mit profunder Sachkenntnis gelingt es dem Autor, die Quellen zu erschließen und in den gesamt- und bildungsgeschichtlichen Zusammenhang einzuordnen. Der Schwerpunkt des Werkes liegt auf der Zeit zwischen der Reichsgründung und der Weimarer Republik. Das ist lange her. Sicher wird aber mancher sozialgeschichtlich und pädagogisch interessierte Zeitgenosse durch dieses Buch wichtige Anstöße für seine eigenen Bewertungsmaßstäbe gewinnen. – Und das hat seinen guten Sinn!

*Kurt Schreiner*

Armin Panter: Die Haller Synagogen des Elieser Sussmann im Kontext der Sammlung des Hällisch-Fränkischen Museums. Hrsg. Historischer Verein für Württembergisch Franken. Künzelsau (Swiridoff) 2015. 139 S., Abb.

Die Synagogen im Hällisch-Fränkischen Museum in Schwäbisch Hall – die Synagoge aus Unterlimpurg und die Frauenabteilung der Synagoge von Steinbach – zählen zu den herausragenden Zeugnissen jüdischen Lebens im Haller Raum, und auch national und international gibt es nur wenig Vergleichbares in dieser künstlerischen Qualität und religiösen Aussagekraft. Armin Panter, der Museumsleiter, legt nun mit dieser Monographie eine umfassende, historische, baugeschichtliche, kunsthistorische und religionsgeschichtliche Aspekte verknüpfende Beschreibung und Deutung der beiden Denkmäler vor. Die Synagoge im Haller Ortsteil Unterlimpurg richtete der hällische Schutzjude Moses Mayer mit Genehmigung des Rats im Dachgeschoss seines Wohnhauses Unterlimpurger Straße 65 wohl 1718 ein. Nicht viel später geschah dies auch unter dem Dach des Hauses Neustetter-Straße 20 in Steinbach, das zum Gebiet des adeligen Chorherrenstifts Comburg und damit zum Hochstift Würzburg gehörte. Die Holzvertäfelungen beider Beträume – wie die weiterer Synagogen in Süddeutschland – malte der aus Polen ausgewanderte Maler Elieser Sussmann etwa zwischen 1730 und 1740 im Stil ost-europäischer Synagogenmalerei mit Ornamenten, Tierfiguren und Gebetsinschriften aus. Die Schicksale beider Synagogen sind nur vor dem Hintergrund der Geschichte der Juden in Franken seit dem Mittelalter bis in unsere Gegenwart zu verstehen, wie sie Armin Panter auf die Phasen der Verfolgung und Vernichtung konzentriert eindrucksvoll darstellt. Im Jahr 1907 konnte der Historische Verein für Württembergisch Franken die für den Kult nicht mehr benötigte Unterlimpurger Synagogenvertäfelung mit Unterstützung der jüdischen Gemeinde Halls erwerben. Die Zeit des Nationalsozialismus überstanden die bemalten Bretter unbeachtet in einem als Magazin genutzten Kellerraum des Keckenburgmuseums. Erst zur 800-Jahrfeier der Stadt 1956 wurden sie, leider unsachgemäß, zu einem präsentablen Synagogenraum zusammengebaut und ausgestellt. Einem glücklichen Zufall ist die Rettung der Steinbacher Synagoge zu verdanken. Bei der Renovierung des Hauses 2003 wurde der marode Dachstuhl mitsamt der Vertäfelung abgerissen. Auf Spuren von Bemalung an den alten Brettern von achtsamen Bürgern hingewiesen, kaufte der Historische Verein für Württembergisch Franken die noch vorhandenen Reste. Aufwendige Forschungen ermöglichten die Datierung, die angemessen sorgfältige Renovierung und die sachgerechte Rekonstruktion der Synagogen, ebenso die Entzifferung der Inschriften und die Deutung der gemalten symbolischen Tiere wie Hase, Hirsch, Elefant, Einhorn, Storch, Eichhörnchen, Eule. Über das alles berichtet Armin Panter, unterstützt von den ausgezeichnet gedruckten Farbabbildungen und ganzseitigen Farbtafeln. Ein